



Dr. Otto Seydel
Institut für Schulentwicklung

Zurück in die Zukunft?¹

Drei Thesen zur Entwicklung der Hermann Lietz Schule

In ihrer über hundertjährigen Geschichte steht die Hermann Lietz Schule heute erneut an einem Wendepunkt. Ein - zugegeben etwas „pathetischer“ – Dreisatz soll diesen Wendepunkt markieren:

1. Die Hermann Lietz Schule *muss* sich neu erfinden, weil ihr sonst die Schüler ausgehen.
2. Die Hermann Lietz Schule *will* sich neu erfinden, denn Reformpädagogik heißt: Eine Schule prüft immer wieder erneut ihre Entscheidungsgrundlagen - um der Kinder und Jugendlichen willen, die Ihnen hier und heute anvertraut sind.
3. Die Hermann Lietz Schule *kann* sich neu erfinden, weil sie alte Traditionen besitzt, die der heutigen Schulwirklichkeit in unserem Land weit voraus sind.

Eine „Wendepunkt“ bedeutet für den Autofahrer in der Regel, dass er zunächst erst einmal, zurückfährt, um dann seine neue Richtung zu finden. Darum der Titel dieses Beitrages: „Zurück in die Zukunft“. Wie das Wortspiel aufzulösen ist, soll im Folgenden entfaltet werden.

These 1:

Die Hermann Lietz Schule *muss* sich neu erfinden, weil ihr sonst die Schüler ausgehen.

Die Belegungszahlen in den Hermann Lietz Schulen gehen zurück. Das bedeutet keineswegs, dass die Mitarbeiter der Schule ihre pädagogische Arbeit schlechter machen als früher. Im Gegenteil: Ich möchte ausdrücklich ermutigen und beruhigen – zumindest zunächst einmal. Denn es geht allen Internaten aus dem ehemaligen Kreis der Landerziehungsheime genauso. Teilweise ist die Situation dort sogar sehr kritisch! Diese Diagnose gilt für die Hermann Lietz Schule nicht.

¹ Der Text basiert auf einem Vortrag zur Eröffnung der großen Mitarbeitertagung der *Hermann Lietz Schule* 2014 in Hohenwehrda am 3.11.2014

Aber: Auch bei Lietz sind Schülerzahlen zurückgegangen. Dafür gibt es vier klar erkennbare externe Gründe. Sie sind bereits vielfach diskutiert. Ich kann mich auf Stichworte beschränken und eine Bewertung versuchen.

1. Geburtenrückgang

Die Geburtenzahlen in Deutschland insgesamt gehen zurück. Nicht ganz so stark, wie noch vor kurzem prognostiziert (Stichwort Zuwanderung), aber doch spürbar.

Vermutlich spielt dieser Faktor aber für die Hermann Lietz Schule nur eine untergeordnete Rolle. Denn deutschlandweit steigt die Nachfrage nach Privatschulplätzen trotz des Schülerrückgangs weiter kontinuierlich an. Gleichzeitig ist festzustellen: Der Rückgang der Nachfrage nach Internatsplätzen begann bereits vor 20 Jahren, da spielte der Geburtenrückgang noch gar keine Rolle.

2. Katastrophe der Odenwaldschule

Der zweite Grund: Die Katastrophe der Odenwaldschule. Ich komme später noch einmal darauf zu sprechen. Zunächst so viel: Die entsetzlichen Vorgänge dort haben eine Delle in der Nachfragebereitschaft hinterlassen. Aber eben nur eine Delle. Oder nach dem jüngsten Film über die OSO jetzt vielleicht zwei Dellen.

Die langfristig wirksamen - externen - Ursachen für den Rückgang der Schülerzahlen an unseren Heimen liegen aber aus meiner Sicht an zwei anderen Punkten.

3. Individualisierender Lebensstil

Ein Internat kann nur dann zu einer guten Gemeinschaft werden, wenn die Erwachsenen klare Regeln und Verbindlichkeiten im Zusammenleben einfordern. Der individualisierende und konsumorientierte Lebensstil der heutigen Jugend passt – jedenfalls zunächst einmal - schwer dazu. Internat heißt: Rauchen verboten. Alkoholtests. Zu-Bett-Gehzeit reguliert. Und das Allerschlimmste: Handygebrauch eingeschränkt. „Das tu´ ich mir nicht an. Da hab´ ich es im Hotel Mamma immer noch besser.“ Gegen dieses Argument schafft selbst die Harry-Potter-Idylle kein Gegenbild, das stark genug wäre, die vermutete Unfreiheit auszugleichen.

4. Ganztagschulen

Die Zahl der öffentlichen Schulen mit Ganztagsangeboten ist in den vergangenen zwanzig Jahren von weniger als 10% auf über 60 % gestiegen: Deutlich mehr als die Hälfte aller Schulen macht inzwischen Ganztagsangebote, ein Drittel aller Schülerinnen und Schüler nimmt daran teil, Tendenz unverändert steigend. Dabei ist die Vermehrung der Ganztagsangebote der öffentlichen Schulen gar nicht mal unser Hauptproblem. Denn Quantität ist nicht gleich Qualität. Viele öffentliche Ganztagsangebote sind – ich überspitze - nicht vielmehr als eine trostlose Nachmittagsbetreuung in ungeeigneten Räumen mit - öffentlich gerügtem - schlechtem Mittagstisch. Unser Hauptgegner auf dem „Markt“ – wenn dieser Begriff erlaubt ist - sind kleine, aber gute, z.T. sehr gute, private Ganztagschulen am Rand der Großstädte.

Es wird in Zukunft also entscheidend darauf ankommen, den „Mehrwert“ der Hermann Lietz Schule gegenüber einer guten Ganztagschule zu erkennen, zu fördern und zu kommunizieren. Und zwar den pädagogischen Mehrwert aus Sicht der Eltern wie auch den persönlichen Mehrwert aus Sicht der Kinder und Jugendlichen (trotz der befürchteten „Unfreiheit“).

Bevor ich auf diese Forderung im Detail eingehe, mite ich dem Leser mit der folgenden These noch einen kleinen, aber notwendigen Umweg zu.

These 2:

Die Hermann Lietz Schule *will* sich neu erfinden, weil Reformpädagogik nicht eine vergangene Epoche bezeichnet, die vor hundert Jahren bereits zu Ende war.

Reformpädagogik heißt vielmehr: Eine Schule prüft ihre Entscheidungsgrundlagen immer wieder neu - um der Kinder und Jugendlichen willen, die Ihnen hier und heute anvertraut sind.

Was heißt das konkret für die Hermann Lietz Schule heute, die sich ja ausdrücklich auf reformpädagogische Traditionen beruft?

Gerold Becker, der ehemalige Leiter der Odenwaldschule, hat durch seine entsetzliche Gewalt gegen Kinder, gleichsam einen Tsunami ausgelöst. Dieser Tsunami hat nicht nur die Odenwaldschule in ihrer Substanz gefährdet oder sogar bereits faktisch zerstört. Es haben sich in der Folge auch regelrechte Angst-Wellen aufgetürmt, dass dieser Tsunami die gesamte reformpädagogische Bewegung mitreißen würde.

Manche Presseartikel in den letzten Jahren - sogar in der renommierten ZEIT - gaben zu dieser Sorge ernsthaft Anlass. Reformpädagogik wurde von ihren Verächtern im doppelten Wortsinn mit Schmutzpädagogik gleichgesetzt, als führte der Schlachtruf der schwedischen Frauenrechtlerin Ellen Key im Jahr 1900 vom „Jahrhundert des Kindes“ geradewegs zur sexuellen Gewalt in der Odenwaldschule. Solche Vorwürfe sind schlicht unsinnig, falsch und demagogisch. Maria Montessori oder Rudolf Steiner als markante Vertreter reformpädagogischer Traditionen z.B. haben diesen Vorwurf nun überhaupt nicht verdient. Sie alle – wie auch Hermann Lietz - lehrten ihren Mitarbeitern kompromisslos **Respekt** vor jedem einzelnen Kind und Jugendlichen: das absolute Gegenteil von sexueller, körperlicher und psychischer Gewalt.

Es ist in letzter Zeit bereits hundert Mal gesagt worden und wahrscheinlich muss man es noch einmal hundertmal sagen: Alle Menschen, die Kinder und Jugendliche beim Aufwachen intensiv begleiten – Kinderärzte, Fußballtrainer, Priester, Eltern – müssen verantwortungsvoll mit der nahen Beziehung umgehen. *Nähe aber ist die Voraussetzung ihrer Erziehungsarbeit.* Und es gab - und gibt es weiterhin - in all diesen Feldern furchtbare Fälle von Gewalt gegen Kinder und Jugendliche. Aber niemand käme auf die Idee, wegen dieser Einzelfälle Kinderarztpraxen, Jugendmannschaften im Sportverein, Konfirmandenfreizeiten oder Firmgruppen deswegen grundsätzlich zu verbieten. Das Ansinnen, aus *diesem* Grund das

Heimfamiensystem der Lietzschulen abschaffen zu wollen, ist darum mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen.

Reformpädagogisch orientierte Internate mussten sich – wie alle anderen pädagogischen Einrichtungen auch - angesichts der Fälle sexueller Gewalt kritischen Fragen stellen und gegebenenfalls präventive Maßnahmen verstärken. Die reformpädagogische Bewegung als Ganze aber ist damit nicht in Frage gestellt.

Der Leser möge mir an dieser Stelle einen Exkurs in die pädagogische Theoriedebatte erlauben. Für die heute angesagte Standortbestimmung in unübersichtlichem Gelände ist aber ein solcher „Blick auf die pädagogische Landkarte“ hilfreich.

Das zentrale Thema der Reformpädagogik ist das Nachjustieren von sensiblen „Balancen“ – im Interesse der Kinder und Jugendlichen.

Reformpädagogik ist keine „Marke“, die bestimmte einzelne Einrichtungen für sich allein beanspruchen könnten. Reformpädagogik hält auch keinen Methodenkoffer bereit, der wie ein Bosch-Schrauber universell einsetzbar wäre. Die Unterschiede zwischen den Methoden von Maria Montessori, Rudolf Steiner, Alexander Neill und - nicht zu vergessen - Hermann Lietz könnten kaum größer sein.

Das zentrale Thema der Reformpädagogik ist in meinen Augen das Nachjustieren von „Balancen“, die drohen starr zu werden. Der pädagogische Alltag jeder Schule, jedes Internats ist grundsätzlich und unvermeidlich von einer Vielzahl von fundamentalen Spannungsverhältnissen geprägt:

- **Nähe versus Distanz**
- **Gemeinsamkeit versus Individualisierung**
- **Selbstwirksamkeit versus Fremdbestimmung**
- **Informelles versus organisiertes, kontrolliertes Lernen**
- **Offener Erfahrungsbezug versus strukturierte Fachlichkeit**
- **Vertiefung versus Überblick**
- **Langsamkeit versus Schnelligkeit**
- u. a. m..

Reformpädagogik ist notwendig, um *immer wieder* die Balance zwischen diesen Polaritäten neu auszutarieren. Das darf nicht allein aus Erwachsenenperspektive geschehen: Reformpä-

dagogik heißt immer auch, aus der Sicht der Kinder und Jugendlichen zu fragen. Denn nicht alles - wie sorgfältig auch immer überlegt – was aus Erwachsenensicht, richtig für die Heranwachsenden scheint, ist auch gut für sie. Es wird darauf ankommen, immer wieder auch *mit* ihnen über den gemeinsamen Rahmen nachzudenken und zugleich den *Einzelnen* ausreichend Raum für individuelle Entscheidungen zu lassen. Nur dann ist die so wichtige „Selbstwirksamkeitserfahrung“ möglich.

Jeder dieser Pole – jeweils auf beiden Seiten - ist im Prinzip gleichberechtigt. Das Spannungsverhältnis ist Dauerzustand. Im Schulalltag aber gewinnt oft der jeweils zweite „schülerferne“ Pol dieser Auflistung die Oberhand: also Distanz, Vereinzelung, Fremdbestimmung, Kontrolle etc.. Vermutlich ist das ein zwangsläufiger Prozess in allen sozialen Systemen, die für ihre Stabilität sorgen müssen.

„Reformpädagogik“ ist nach diesem Verständnis also nicht einer bestimmten Epoche oder bestimmten Methoden zuzuordnen. Sie ist ein permanenter Prozess. Und zwar ein Prozess, der immer unbequem bleibt. Reformpädagogische Schulentwicklung „stört“, sie stört die Sicherheit und Stabilität suchenden Institutionen, sie stört auch den einzelnen Lehrer, der ja unvermeidlich auf die Ausbildung von entlastenden Routinen angewiesen ist. Die wütenden Angriffe auf „die“ Reformpädagogik nach Bekanntwerden der Odenwaldschulkatastrophe könnte damit in ihrer Vehemenz und blinden Verallgemeinerung eine Erklärung finden: Es ging den Verächtern der Reformpädagogik nicht mehr nur um die Aufklärung und Rehabilitation der Opfer, sondern um die Sicherung der institutionellen Bastion mit den vier Ecktürmen „Normierung, Kontrolle, Distanz, Ordnung“. Wichtig ist mir bei dieser Deutung: Aufklärung und Rehabilitation der Opfer waren und sind unbedingt und ohne Einschränkung notwendig.

Unbequem ist die Reformpädagogik auch für die Hermann Lietz Schule hier und heute. Denn auch hier muss die Balance immer wieder neu hergestellt werden – und zwar am Ende nicht durch Strukturen oder Regeln, sondern durch Menschen, die Pädagogen in täglichen Entscheidungen! Das geschieht im Alltag intuitiv (anders ginge es gar nicht!). Aber es muss in Fortbildungen und anderen geeigneten Anlässen Zeit und Raum geben, sich allein und gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen zu prüfen. Strukturen und Regeln haben eine wichtige Funktion, sie können aber letztlich den einzelnen Pädagogen in seinen täglichen Entscheidungen nur stützen.

Manche Leser mögen den Begriff Reformpädagogik vielleicht anders verstehen, vielleicht gibt ihnen die Wissenschaft sogar Recht. Ich halte einen Streit über das Wort am Ende aber für ein Glasperlenspiel. Von mir aus könnten wir das Wort Reformpädagogik auch ganz aus dem Wortschatz der Hermann Lietz Schule streichen oder wenigstens sieben Jahre nicht verwenden. Entscheidend ist für mich einzig und allein, dass Nähe, Gemeinsamkeit, Selbstwirksamkeit des Einzelnen, Erfahrungsoffenheit usw. nicht nur nicht verloren gehen, sondern im Gleichgewicht zu ihren - notwendigen - Opponenten bleiben. Balance sichert man

nicht, wenn man erstarrt (übrigens egal auf welcher Seite!), sondern dann, wirklich nur dann, wenn man beweglich bleibt.

Was bedeuten, diese – zugegebenermaßen etwas theorielastigen – Sätze konkret für die pädagogische Arbeit in der Hermann Lietz Schule im Jahr 2014 – und hoffentlich noch lange darüber hinaus? Ansatzpunkte für die Beantwortung dieser Frage soll die Entfaltung der dritten These aufzeigen.

These 3:

Die Hermann Lietz Schule *kann* sich „neu“ erfinden, weil sie „alte“ Traditionen besitzt, die der heutigen Schulwirklichkeit in unserem Land weit voraus sind.

Es kann heute nicht darum gehen, Traditionen nur deswegen zu erhalten, weil es bei Lietz doch „schon immer so war“. Wir können die Einfachheit (und Mühsal) der Lebensumstände der Gründerzeit nicht zurückholen. Arbeits- und Familienleben, politische Verhältnisse und kulturelle Vermittlungsprozesse haben sich radikal gewandelt. Die pädagogischen Freiheiten, die Hermann Lietz von der staatlichen Bürokratie gewährt wurden, waren unendlich viel größer als heute.

Was also soll die Berufung auf die Tradition der Schule überhaupt noch leisten, wenn wir doch eine Pädagogik wollen, „die ihre Grundlagen - um der ihnen anvertrauten Kinder und Jugendlichen willen - immer wieder *neu* hinterfragt“? Ich antworte wiederum mit Thesen, diesmal sind es fünf. In allen fünf geht es darum, - Bild einer „Nuss“ gesprochen - die pädagogischen *Kerne* zu entdecken, die hinter der in die Jahre gekommenen *Schale* stecken. Die fünf Schalen: Die Heimfamilie, die Gilden, die Kapelle, die räumliche Positionierung als „Land“-Erziehungsheim und die Askese. Im Folgenden wird es darum gehen, die unverwechselbaren Kerne in diesen Nüssen zu finden.

Der erste Kern: „Soziales Handeln“ – Empathie, Verantwortung, Gemeinschaft - wird nur dort wirklich *gelernt*, wo es zur Lösung *gemeinsamer* Problem verbindlich praktiziert wird. („Schale“: Die Heimfamilie)

Hermann Lietz beantwortete vor hundert Jahren das damalige Zerbrechen der dörflichen großfamiliären Sozialverbände mit der „**Heimfamilie**“. In dieser Heimfamilie sollte der Einzelne notwendige Geborgenheit erfahren und die elementaren Werte solidarischen Handelns lernen. – Dieses Ziel hat nichts an seiner Aktualität eingebüßt, im Gegenteil. Seine Realisierung ist mindestens so schwierig wie vor hundert Jahren. Heute dominieren die Werte individueller Freiheit und die Entfaltung des Einzelnen, nicht wenig Kleinstfamilien sind als Sozialisationsfeld allzu häufig überfordert.

Wie oft ist in den Lehrerzimmern der öffentlichen Schulen, insbesondere der Gymnasien, zu hören: „Wir sind doch keine Erzieher“.

Nun war es schon immer ein Irrweg zu glauben, man könne konventionellen, kognitiv orientierten Unterricht zu einem primären Feld der „Sozialisierung“ machen, auf dem elementare Erziehungsdefizite ausgeglichen werden können. Das Lernen mathematischer Zusammenhänge, das Verstehen eines literarischen Textes, die Entschlüsselung einer fremden Sprache, das Schreiben eines Essays – all dieses findet – wenn auch im Austausch mit anderen Menschen – primär im *eigenen* Kopf statt, ist also genuin ein *individueller Vorgang*.

Gemeinschaft wird dagegen nur da wirklich gelernt, wo man sie zur Lösung eines *gemeinsamen* Problems verbindlich praktiziert: beim Spielen eines Theaterstücks, bei dem Training (und vor allem Einsatz!) der Heimfeuerwehr, bei der gemeinsamen Organisation und Konfliktbewältigung des Internatsalltags in der Heimfamilie usw. Eine intensive Theaterarbeit kriegt auch die eingangs zitierte gute private Ganztagschule am Stadtrand hin, mit der Heimfeuerwehr wird es dort schon schwieriger. Die **Verbindlichkeit** des gemeinsamen Zusammenlebens mit all seinen unausweichlichen Konflikten aber - das kriegt auch die beste Ganztagschule kaum hin. Denn dort kann ich den Alltagskonflikten am Ende immer wieder ausweichen.

Die UNESCO hat 1997 zum Beginn dieses Jahrhunderts einen viel beachteten Kommissionsbericht veröffentlicht: *Lernfähigkeit: Unser verborgener Reichtum. UNESCO-Bericht zur Bildung für das 21. Jahrhundert*. Die UNESCO definiert die fünf Säulen der Bildung und beschreibt damit einen Anspruch, den eine Schule, die sich nur über den Unterricht definiert, niemals erfüllen kann: Bildung bedeutet,

Bildung			
1. Lernen Wissen zu erwerben	2. Lernen zu handeln	3. Lernen zu sein	4. Lernen zusammenzuleben

Dieses Prinzip der Ganzheitlichkeit der Bildung wird u.a. repräsentiert in der Rolle des Lietzlehrers. Diese Verbindung von Unterricht und Erziehung schafft eine Beziehungsqualität für das Leben und Lernen, um die uns andere Schulen nur beneiden können. Denn erst diese Beziehung ist die notwendige Basis für die Verbindung von Bildung und dem Unterrichtserfolg im engeren Sinn, den unsere Schülereltern erwarten. Damit sind wir beim ersten „Mehrwert“ gegenüber der guten Ganztagschule. Und wir berühren die ersten beiden Balancen, die es auszutarieren gilt, die Balance von Nähe und Distanz sowie die von Gemeinschaft und Individualisierung.

Ich rühre an ein Tabu: Vielleicht ist es in diesem Zusammenhang geschickt, das Wort „Heimfamilie“ durch einen weniger missverständlichen Begriff zu ersetzen. Dabei geht es mir ausdrücklich nur um die sprachliche Bezeichnung, nicht um die Organisationsform. Es wäre ein interessantes Experiment zu erkunden, welche Assoziationen mit diesem Wort außerhalb unserer Lietz-Welt verknüpft werden, ich fürchte sie sind weder angemessen noch werbewirksam. Auf keinen Fall ersetzen sollten wir aber die Sache, um die es Hermann Lietz vor hundert Jahren ging und um die es heute geht: Zusammenleben wird nur da wirklich *gelernt*, wo sie zur Lösung *gemeinsamer* Problem verbindlich *gelebt* wird.

Der zweite Kern: Im Zeitalter der digitalen Revolution wird der Auftrag der Schule lauten, die Gestaltungskraft der *eigenen* Sinne, der *eigenen* Hände, des *eigenen* Körpers zu entwickeln und zu stärken. („Schale“: Die Gilden und die praktische Arbeit)

Hermann Lietz beantwortete vor hundert Jahren die industrielle Revolution und die Technisierung der Produktionsabläufe mit der **Betonung der Handarbeit**: „Gilden“ und „Praktische Arbeit“ waren genauso wichtig wie der Schulunterricht. Und ihre lebenspraktische Notwendigkeit waren für Lehrer und Schüler unbestritten: Aufbau und Erhalt der Gebäude und der Alltag im Internat waren auf diesen Einsatz auch der Schüler unmittelbar angewiesen. Es ging nicht um einen pädagogischen Sandkasten. – Heute haben technische Rationalisierungen, Sicherheits- und Hygienevorschriften und vor allem die „Unterrichtsschule“ diese außerunterrichtlichen Handlungsfelder weitgehend verdrängt oder zumindest massiv entwertet. Hermann Lietz hatte diese Gegengewichte in das Konzept der Heime nicht – oder nicht primär – aus Gründen der Kostenersparnis eingebracht. Sie sollten die Balance von „Kopf, Herz und Hand“ im Bildungsprozess sichern. Die Epoche der industriellen Revolution, auf die Hermann Lietz reagierte, ist vorüber. Wir leben im Zeitalter der digitalen Revolution: Der Mensch hat seine sehr begrenzten natürlichen Sinne und eingeschränkten körperlichen Fähigkeiten mit Hilfe technischer Prothesen schier unbegrenzt erweitert. Sie erreichen mit der Digitalisierung aller Abläufe – einschließlich der Verfügung über das Wissen der Menschheit – eine nie gekannte Perfektion – und Anfälligkeit!

Mit dem Internet hat sich die Verfügbarkeit über das Wissen der Welt hat sich in den vergangenen Jahren dramatisch verändert. Ich spreche übrigens ausschließlich von Verfügbarkeit über „Wissen“. Nicht über „Verstehen“. Und erst Recht nicht über „Bildung“ im Sinne der anderen vier Säulen der UNESCO. Noch herrscht in deutschen Kultusministerien und Schulstuben weitgehend Ratlosigkeit, welche Konsequenzen die digitale Revolution für die Inhalte und die Methoden des Unterrichts hat. Allein mit der technischen Aufrüstung der Schulen ist es nicht getan. Inhalte und Methoden des Unterrichts, in dem es primär um abprüfbares Wissenserwerb ging, werden sich ändern müssen, wenn der Schüler mit dem Smartphone unter der Bank mehr wissen kann, als der Lehrer. Die rasanten Veränderungen, der amerikanischen Hochschulen, wo sogenannte „Moocs“ (kostenlose Onlinekurse amerikanischer Eliteuniversitäten) den Wissenserwerb radikal individualisieren, werden gewiss in Kürze auch unsere Schulen erreichen.² Und weitere Entwicklung der digitalen Revolution zeigt den veränderten Stellenwert des schulischen Wissenserwerbs: Ich zitiere eine Nachricht von Focus online vom 31.10.2014:

Japanische Forscher lassen einen mit Künstlicher Intelligenz ausgerüsteten Roboter für die Aufnahmeprüfung der härtesten Elite-Universität des Landes "büffeln". Bei einer Probeprüfung hat "Torobokun", wie der Forschungscomputer genannt wird, bereits eine so gute Leistung erreicht, dass er mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit die Aufnahmeprüfungen von 80 Prozent der privaten Universitäten sowie von vier staatlichen Univer-

² vgl. den jüngsten Bericht der Stiftung Warentest (!), die diese Angebote bewertet:
<https://www.test.de/Online-lernen-Zum-Nulltarif-dem-Professor-lauschen-4662073-0/>

sitäten Japans bestehen würde. Im Fach Englisch habe er die Durchschnittsleistung von menschlichen Universitätsanwärtern gar übertroffen, teilte eine Sprecherin des National Institute of Informatics am Freitag mit. Ziel sei es, dass "Torobokun" im Jahr 2021 die schwierigste Aufnahmeprüfung besteht: die der staatlichen Universität Todai, der Elite-Universität Japans.

Noch gibt es in Deutschland wenig ernst zunehmende Konzepte, wie mit diesen Entwicklungen umzugehen ist. Eines scheint mir aber bereits jetzt sicher:

Die Bildung des „ganzen Menschen“ verlangt jetzt erst recht, die Gestaltungskraft der *eigenen* Sinne, der *eigenen* Hände, des *eigenen* Körpers zu entwickeln und zu stärken. Es geht um Selbstwirksamkeit in einem ganz elementaren Sinn! Sie zu stärken, muss in Zukunft vorrangiger Auftrag der Schule werden. Sonst werden uns vielleicht wirklich eines Tages die Roboter den Rang ablaufen.

Die jüngste Entscheidung der Lietz-Heime für die drei „Profile“ ist weit mehr als ein Werbe Gag: In unserer Schule werden aus gutem Grund zu heimlichen Hauptfächer: Musik und Malerei, Theater und Töpfern, Tanz und Bewegung, Tierhaltung und Gartenarbeit. Es geht genau darum: um Selbstwirksamkeit und Gestaltungskraft der *eigenen* Sinne, der *eigenen* Hände, des *eigenen* Körpers. Vielleicht sollten wir routinemäßig ein Projekt an unseren Schulen verankern, das heißen könnte: „Drei Wochen ohne!“. Ohne Computer, ohne Internet, ohne Handy, ohne Kopierer... Und dafür hätte eine die Hermann Lietz Schule schlicht viel mehr Zeit als eine Ganztagschule, und sei sie noch so gut. Und sie hat mit der herrlichen Umgebung auch den Raum dazu.

Der dritte Kern: Es darf nicht darum gehen, die übliche Reizüberflutung durch weitere „Events“ weiter zu erhöhen. Es muss darum gehen Langsamkeit und Stille wiederzuentdecken, den zweiten und dritten Blick auf eine Sache zuzulassen. („Schale“: Die Kapelle)

Hermann Lietz beantwortete vor hundert Jahren die Bildungsferne der Kadettenanstalten und Paukschulen seiner Zeit mit einer sehr persönlichen Repräsentation der kulturellen Tradition: Mit den „**Kapellen**“ erfand er eine Möglichkeit, für seine Schülerinnen und Schüler gemeinsame Fenster zur Kultur und zur Geschichte zu schaffen. Er oder einer seiner Mitarbeiter las Abend für Abend schlicht und einfach vor, musizierte, erklärte Bilder. Radio und Fernseher waren noch nicht erfunden.

Im Zeitalter der Massenmedien würde heute das Vorlesen etwa der Odyssee bei vielen Kindern zunächst nur ein gelangweiltes Gähnen provozieren – der Stoff ist längst als Actionfilm vermarktet, als Comic zur Fastfood“ Kultur“ verkommen. Die Herausforderung, die in dieser Veränderung liegt, wird nicht leicht zu bewältigen sein. Denn unsere Aufgabe wird heute und in Zukunft darin bestehen müssen – nicht nur in den „Kapellen“ sondern auch im Unterricht– die Reizüberflutung nicht etwa durch weitere „Events“ weiter zu erhöhen, sondern die Langsamkeit und die Stille wiederzuentdecken, den zweiten und dritten Blick auf eine Sache zuzu-

lassen, statt von einem Bild zum nächsten zu zappen. Wir brauchen so etwas wie eine kulturelle Askese. Auch aus einem weiteren Grund sind die Kapellen heute wichtiger denn je: Angesichts der – im Prinzip wünschenswerten - Pluralisierung und Individualisierung unserer Gesellschaft muss die Schule verbindliche Rituale und einen Kanon gemeinsamer Bilder und Themen bieten.

Der vierte Kern: Jugendliche brauchen zum Aufwachsen Ausnahmesituationen, die Distanz vom regulierten und durchorganisierten Leben. Sie sollen spüren können, wie es sich anfühlt, ganz auf sich und auf die eigene Gruppe gestellt zu sein. („Schale“: Rückzug „aufs Land“, „in die pädagogische Provinz“)

Hermann Lietz beantwortete vor hundert Jahren die Kinderfeindlichkeit der wachsenden Industriestädte mit einer **Distanznahme**, einem radikalen Ortswechsel in dem doppelten Sinn des Wortes Landerziehungsheim: „aufs Land“ und in eine schützende „pädagogische Provinz“. Ein echtes Eigenleben der Heime über lange Zeiträume in einer unberührten Natur war möglich. – Handy und Internet, Mietwagen und ICE haben diese Distanz mindestens teilweise oder sogar ganz aufgehoben. Auch die natürliche Umgebung der Heime hat längst ihre Ursprünglichkeit verloren: Jeder Gang in den inzwischen durch und durch kultivierten Wald oder an den begradigten Fluss ist mit Vorschriften und Gesetzen umstellt.

Unsere Aufgabe wird darin bestehen, diese Veränderung nicht nur als Verlust zu beklagen. Die individuelle Verfügbarkeit von Verkehrs- und Kommunikationsmitteln ist als Chance zu begreifen, das Lernen mit dem Leben der Anderen, dem Leben „draußen“ zu verbinden! Denn die radikale Abschottung, die mit dem ursprünglichen Konzept eines Landerziehungsheims verbunden war, hat unbestreitbar auch große Nachteile. Ich werde nie den Satz einer Abiturientin vergessen, die 9 Jahr in einem Landerziehungsheim zugebracht hatte und bei der Verabschiedung sagte: „Bis jetzt waren wir in einem Gewächshaus. Mal sehen, ob draußen die Sonne scheint.“

Zugleich gilt aber auch: Jugendliche brauchen zum Aufwachsen die Ausnahmesituation, die Distanz vom regulierten und durchorganisierten Leben. Sie müssen spüren können, wie es sich anfühlt, ganz auf sich und die eigene Gruppe gestellt zu sein. Persönlichkeit bilden durch begleitete Erfahrung von Grenzsituationen, das war der ursprüngliche Sinn der von Kurt Hahn erfundenen Erlebnispädagogik. Heute verbirgt sich hinter diesem Begriff leider an vielen Stellen kaum mehr als kollektive Bespaßung.

Das heißt konkret: Wir brauchen nicht nur *eine* Thor Heyerdahl, in der das ursprüngliche Konzept von Hermann Lietz eine für heute zeitgemäße Form gefunden hat. Wir brauchen viele vergleichbare neue Herausforderungen - im Kleinen wie im Großen. Das „Bildungsjahr“ von Bieberstein ist erst der Anfang. Und es gab in letzter Zeit bereits viele Beispiele im Kleinen: Wenn in Haubinda die Projektfahrt in Kanus auf Mecklenburgischen Seen stattfand – unter einfachsten Bedingungen, ohne moderne Navigationstechnik etc.. Wenn die Bieber-

steiner Kletterer in den Ferien eine Extremtour auf den Kilimandscharo wagten. Wenn in Hohenwehrda die Outdoorgilde sich auf den Weg machte.

Der fünfte Kern: Pubertät heißt unter anderem: Erlebnishunger, die Suche nach Grenzerfahrungen, Bindung an die eigene Gleichaltrigengruppe, Selbstständig sein wollen. Es kommt darauf an, diese Motivlagen konstruktiv zu besetzen und zu kanalisieren. („Schale“: Askese)

Hermann Lietz beantwortete vor hundert Jahren die Gefährdungen der damals neu entstehenden „Großstädte“ mit der Praxis radikaler „Askese“ von Pädagogen und Schülern, um den damaligen Gefährdungen durch Alkohol, Konsum und Zerstreung zu entgehen. – Auch dieses Ziel hat nichts an seiner Aktualität eingebüßt, im Gegenteil. Die Sorgen der Erwachsenen um Gesundheit und Sicherheit der Kinder und Jugendlichen haben eher zugenommen. Computersucht, Handymissbrauch, exzessives Fernsehen, u.s.w., u.s.w. Dazu das lebensgefährliche Hase- und Igel-Spiel mit immer neuen Drogen.

Erlebnishunger, die Suche nach Grenzerfahrungen, Neugier, Ausbruchsträume treibt Jugendliche zu den bekannten selbstgefährdenden Torheiten an. Diese Antreiber sind jedoch in meinen Augen zunächst einmal positive Motivlagen. Sie können im konventionellen Schulbetrieb allerdings kaum befriedigend beantwortet werden – in der Regel auch nicht in der guten Ganztagschule! Bereits die Gründer der Landerziehungsheime hatten den Königsweg gefunden: Um das Gefährdungspotenzial zu mindern, gilt in erster Linie, diese Motivlagen umzulenken, statt sie nur zu sanktionieren.

Unsere Antwort auf die Herausforderungen der Prä- und Post-Pubertät muss in erster Linie darin bestehen, genau dafür die bereits genannten Erfahrungsfelder zu schaffen und zu stärken: die *eigenen* Sinne, die *eigenen* Hände, den *eigenen* Körper zu spüren. Verschärfung von Regeln und Sanktionen sind notwendige Hilfsmaßnahmen für den Notfall. Ich wiederhole: „Wir brauchen nicht nur *eine* Thor Heyerdahl, sondern viele vergleichbare neue Herausforderungen - im Kleinen wie im Großen.“ Gelingt das nicht, verkommt das Internat mit seinen – notwendigen! - Regeln, Verboten und Strafen in den Augen der Jugendlichen zum Gefängnis. „Dann bleibe ich doch lieber im Hotel Mamma“.

Lernen und Leben an der Hermann Lietz Schule soll wirklich Spaß machen – an der „Spaßkultur“ der heutigen Zeit wollen wir uns aber gerade nicht beteiligen.

Die Ausführungen zur ersten These dieses Beitrags endeten mit einer Forderung: „Es wird in Zukunft also entscheidend darauf ankommen, den „Mehrwert“ der Hermann Lietz Schule gegenüber einer guten Ganztagschule zu **erkennen**, zu **fördern** und zu **kommunizieren**. Und zwar den pädagogischen Mehrwert aus Sicht der Eltern wie auch den persönlichen Mehrwert aus Sicht der Kinder und Jugendlichen (trotz der befürchteten „Unfreiheit“).“

Unsere Potenziale für diesen Mehrwert genauer zu **erkennen**, dazu sollte dieser dieser Beitrag dienen. Es ging darum, die pädagogischen Kerne zu entdecken, die hinter den in die Jahre gekommenen Schalen stecken. Die fünf „Nüsse“: Die Heimfamilie, die Gilden, die Kapelle, die räumliche Positionierung als „Land“-Erziehungsheim und die Askese. (Ergiebig zur Klärung der Position der Hermann Lietz Schule wäre übrigens sicher einmal die Umkehrung des Gedankenexperiments: Welche besonderen Qualitäten haben die pädagogischer Kerne einer guten Ganztagschule!)

Wie kann der Mehrwert **gefördert** werden? Oder im Bild gesprochen, wie muss der Baum gepflegt werden, damit wir am Ende nicht lauter taube Nüsse vorfinden? Das geschieht zum einen durch die Schulentwicklungsprozess und die Intensivierung der Fortbildung, die im letzten Schuljahr begonnen wurden: die intensive Revision der jeweiligen Profile der Heime und die damit einhergehende Bündelung der Ressourcen.

Den Mehrwert gegenüber einer guten Ganztagschule zu **kommunizieren** ist keineswegs nur Sache der PR-Abteilung: Jeder Mitarbeiter, jede Mitarbeiterin ist immer auch Botschafter der Schule. Ihr wichtigstes Medium ist nicht der Prospekt, sondern der Stolz, mit dem sie von der eigenen Arbeit berichten.

These 1:

Die Hermann Lietz Schule muss sich neu erfinden, weil ihr sonst die Schüler ausgehen.

- Geburtenrückgang
- Katastrophe der Odenwaldschule
- Individualisierender Lebensstil
- Gute private Ganztagschulen am Rand der Großstädte

These 2:

Die Hermann Lietz Schule will sich neu erfinden, weil Reformpädagogik nicht eine vergangene Epoche bezeichnet, die vor hundert Jahren bereits zu Ende war. Reformpädagogik heißt: Eine Schule prüft ihre Entscheidungsgrundlagen immer wieder neu - um der ihnen anvertrauten Kinder und Jugendlichen willen.

- Reformpädagogisch orientierte Internate mussten sich angesichts der Fälle sexueller Gewalt kritischen Fragen stellen und präventive Maßnahmen verstärken. Die reformpädagogische Bewegung als Ganze war damit nicht in Frage gestellt.
- Das zentrale Thema der Reformpädagogik ist das Nachjustieren von sensiblen „Balancen“, im Interesse der der Kinder und Jugendlichen:
 - Nähe versus Distanz
 - Gemeinsamkeit versus Individualisierung
 - Selbstwirksamkeit versus Fremdbestimmung
 - Langsamkeit versus Schnelligkeit
 - ...

These 3:

Die Hermann Lietz Schule kann sich „neu“ erfinden, weil sie „alte“ Traditionen besitzt, die der heutigen Schulwirklichkeit in unserem Land weit voraus sind.

- „Soziales Handeln“ – Empathie, Verantwortung, Gemeinschaft - wird nur dort wirklich gelernt, wo es zur Lösung gemeinsamer Problem verbindlich praktiziert wird. (Heimfamilie)
- Im Zeitalter der digitalen Revolution wird der Auftrag der Schule lauten, die Gestaltungskraft der eigenen Sinne, der eigenen Hände, des eigenen Körpers zu entwickeln und zu stärken. (Gilden und praktische Arbeit)
- Es darf nicht darum gehen, die übliche Reizüberflutung durch weitere „Events“ weiter zu erhöhen. Es muss darum gehen, Langsamkeit und Stille wiederzuentdecken, den zweiten und dritten Blick auf eine Sache zuzulassen. (Kapelle)
- Jugendliche brauchen zum Aufwachsen Ausnahmesituationen, die Distanz vom regulierten und durchorganisierten Leben. Sie sollen spüren können, wie es sich anfühlt,

ganz auf sich und auf die eigene Gruppe gestellt zu sein. (Rückzug „aufs Land“, „in die pädagogische Provinz“)

- Pubertät heißt unter anderem: Erlebnishunger, die Suche nach Grenzerfahrungen, Fixierung auf die eigene Gruppe, Selbstständig sein wollen. Es kommt darauf an, diese Motivlagen konstruktiv zu besetzen und zu kanalisieren. (Askese)

Otto Seydel

In den alten Gärten 15

88662 Überlingen

otto.seydel@schulentwicklung-net.de

www.schulentwicklung-net.de